



Scheiden. So feierlich hatte Er einst ermahnt und verheißen: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und das Andere wird euch hinzugegeben werden.“ — und wie herrlich hat Er dieses Wort nun hier erfüllt! Und Viele haben seitdem dieselbe göttliche Fürsorge dankbar rühmen und preisen dürfen!

Doch es wird Zeit, daß wir — im Anschlusse an die vorige Betrachtung — uns mit dem Wunder selbst beschäftigen: mit fünf Broten und zwei Fischen speist der Herr weit über fünftausend Menschen, wobei zwölf Körbe voll Brotsamen übrig bleiben, nachdem alle gesättigt sind. — Auch hier, lieber Leser, steht wieder das Wunder in Parallele neben den uns bekannten regelmäßigen Erscheinungen der Natur. Alljährlich wird wenig Nahrungsmittel (Körner) ausgesät; dieser vermehrt sich in Jahresfrist durch das Wirken der Natur so, daß zuletzt die vielen Millionen ihre Sättigung finden; ja in reichen Jahren bleibt nach dieser Sättigung mehr in der Hand der Menschen übrig, als sie ursprünglich ausgesät hatten. Auch hier begegnet uns wieder jenes wunderbare Zusammenwirken in den Kräften der Natur vom Kleinsten hinauf bis zu den Gewalten, die den Erdball bewegen. Auch hier ist wieder das Eine durch das Andere bedingt, und die eine Kraft muß in ihrem Wirken auf die andere warten, sodas der Zeitraum eines Jahres zur Vollendung erfordert wird. Allein — ebenso wie beim Weine — reicht das Erzeugnis dann auch für die Bedürfnisse eines ganzen Jahres aus. Jesus aber vollendet durch Seinen bloßen Willen in einem einzigen Augenblicke jene Vermehrung der Nahrung, zu der alle Gewalten der Natur ein Jahr hindurch wirken müssen.

Auch hier erscheint Jesus also wieder nicht nur als der Herr unserer Nahrung, sondern der eine nämlliche Wille, der diese Brotvermehrung wunderbar vollführte, muß auch die Herrschaft besitzen über Boden, Wasser, Luft, Licht und Sonne; er allein kann in jenen Gesezen herrschen, durch die sich der Erdball bewegt, auf daß der dem Wachstum auf Erden nötige Wechsel der Jahreszeiten entstehe.

Bekanntlich vollendet die Erde im jährlichen Prozesse des Wachstums unsere Nahrung nicht vollkommen; was sie uns im Getreide bietet, das kann der Mensch nicht ohne Weiteres als Nahrung gebrauchen: es muß vorher durch menschliche Thätigkeit gleichsam zu einer vollkommeneren Reife gebracht werden. Andererseits aber hat das gebackene Getreide in der Brotsform, die es zur Nahrung geeignet macht, zugleich seine Lebenskraft zur Fortpflanzung vollständig eingebüßt. Allein für die Macht des Herrn verschwindet dieses Hindernis: fertiges Brot, das die Natur nicht mehr im Wachstum nach ihrer Art zu vermehren im Stande ist, muß in der Hand Jesu dennoch sich unmittelbar vermehren, denn diese Hand ist die allmächtige Hand Gottes.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung zu der Anordnung des Herrn bezüglich der übrig gebliebenen Brotsamen: Der hl. Franz v. Assisi sah einst in einem merkwürdigen Traumgesichte sich selber emsig damit beschäftigen, zerstreute Brotsamen zu sammeln; darauf ward ihm befohlen, eine Art von Brotscheibe daraus zu kneten und unter seine Ordensbrüder zu verteilen; viele von ihnen nahmen die Gabe willig, andere aber lehnten sie verächtlich ab und wurden sogleich vom Auszuge befallen. Die Deutung dieses Traumes blieb Franziskus nicht fremd, und sie mag auch uns lehrreich werden. Die Brotsamen sind die einzelnen Begebnisse und Lehren, die die Evangelien enthalten; sie sind mannigfaltig und oft vereinzelt; jeder pflegt sie und da etwas davon aufzulesen, doch nicht im lebendigen Zusammen-

hange. Die Kirche aber, als die vom Geiste Gottes Belebte, hat alle diese Einzelheiten in den Normen der Glaubens- und Sittenlehre vereinigt und bietet sie als nährendes Brot ihren Kindern dar. Wer dieses Brot annimmt, wird hier das Leben der Gnade und droben das Leben der Herrlichkeit in Jesu gewinnen. S.

### Eine Schlittensfahrt.

Eine Skizze aus dem Beamtenleben von Joseph Buchhorn.

„Das war im Winter 1878 oder 79 — genau weiß ich's nicht mehr“, begann der alte Bohlmann. „Der Kalender pendelte Winter; aber nicht nur der Kalender. Denn allen Wetterpropheseungen zum Trost lockte die prächtige Frühjahrs Sonne; die Bäume und Sträucher begannen zu knospen und hie und da steckten verfrühte Blüten ihre Köpfe aus dem Erdrich. . . . Mit einem Male wechselte die Scenerie. Im Frühling legten wir uns zur Ruhe und im Winter wachten wir auf. Fühhoch lag der Schnee auf den Straßen — und draußen, auf dem freien Lande, grühte ein dem Lande ganz ungewohntes sauberes Wesen. . . .“

Ich stand damals in Geldern, einem historisch denkwürdigen, von baumbestandenen Wäldern eingesäumten und langreihigen Straßen durchquerten Ort, in den die kleine Garnison — eine Schwadron Düsseldorf'scher Mannen — etwas Farbe trug. Wie's heute aussieht, weiß ich nicht; ich bin seit ca. 20 Jahren nicht mehr dort gewesen. . . .“

Ich war berittener Grenzaufseher, hatte eine Unmenge zu thun. Der Oberkontrolleur war kurz nachdem ich in das Amt versetzt worden, gestorben, jetzt hatte ich meinen und seinen Dienst zu versehen. Tag und Nacht im Sattel, das war kein Vergnügen!

Mittlerweile war der Nachfolger meines Vorgesetzten ernannt worden. Es d uerte nicht lange, da traf er „frisch gestieft und frisch gepornt!“ in Geldern ein.

Nun ging der Ruck erst recht los! Der junge Herr wollte im Handumdrehen seinen in Paranthese ausgedehnten Bezirk kennen lernen — hierhin und dorthin, bei gutem und bei schlechtem Wetter und — immer zu Fuß. In den ersten Tagen machte mir die Sache Spaß. Gott, wozu hat man seine gesunden Gliedmaßen? Wozu war man mit Leib und Seele Soldat gewesen? Als aber eine Woche vergangen war, und meine Liebe das Stallleben überdrüssig war — sie philosophierte anscheinend, daß sie als königlich preussisches Beamtenpersönlich nicht nur dazu engagiert worden war, jeden Mittag in die Schwemme geritten zu werden — erklärte ich dem Oberkontrolleur, daß ich als berittener Grenzaufseher angestellt wäre.

Was das heißen sollte? Ob ich wagte, ihm Vorschriften zu machen? . . . Ich bedeutete ihm in aller Subordination, daß von „Vorschriften machen“ keine Rede wäre, daß ich aber — — bei ihm gäbe es kein „aber“. Er wolle, ich müsse. . . .“

„Wart nur“, dachte ich; „wir werden schon sehen, wer von uns beiden den anderen nötiger hat, Du oder ich. . . .“

Obwohl dieser Satz ganz leise gedacht wurde, hatte der Ober in der nächsten Zeit bereits Gelegenheit, das Ergebnis meines Denkens sehr deutlich zu merken.

Bisher hatte ich den Dienst gemacht und er hatte ihn gutgeheißen. Jetzt ließ ich ihn den Dienst machen, und den konnte niemand, selbst er nicht, nicht einmal bei der ausgesprochensten Vorliebe für sich gutheißen. Das war ein Durcheinander! Ganze Posten blieben unbesetzt. Kam man zur Kontrolle, fand man keinen Beamten; mußte man am an-

dern Tage auf: „ja, ich hatte gestern P. 15.“ Natürlich, da P. 15 im Süden von Geldern lag, konnte der Betreffende nicht gleichzeitig auf D. 12 im Osten zur Stelle sein.

Von 9—11 Uhr des Morgens war der Herr Oberkontrolleur nicht zu sprechen, weder persönlich noch dienstlich, oder er wäre sehr persönlich geworden. Was er während der Zeit trieb! Das hatte ich bald heraus. Ein paar Mannenunteroffiziere, die ich von Köln her kannte, erzählten mir, daß er zwischen 9 und 11 Uhr die schwierigsten Reitskudens trieb. Viel wäre dabei bislang noch nicht herausgekommen; wohl aber wäre er im Laufe der Zeit schon sehr weit heruntergekommen.

Das kam davon! . . . Warum machte man Assistenten zu Oberkontrolleuren, die keine Ahnung vom Reiten hatten, die einen Gaul nur vom Hörensagen kannten. Sporen und Schlepfpöbel allein thun's nicht, sondern das Reiten „so mit und bei den Sporen ist“ . . .“

Solange die verfrühte Lenzesonne vom Himmel lachte, war gegen die Spaziergänge nichts einzuwenden. Nun aber der Schnee fuhhoch den Boden bedeckte, rebellierte ich ganz energisch. Herrgott, ich war doch nicht umsonst alter Artillerist, der seinen Gaul auf österreichischen und französischen Schlachtfeldern gezügelt hatte; ich war sogar ein Jahr bei den schwarzen Husaren gestanden. Zur Erinnerung an einen Wetter, der bei Königgrätz neben mir verblutet war — ich hatte die Lauferei satt und —

Als ich aller Vorschrift zuwider bei dem Bestrengen eintrat, streckte er mir jovial die Hand entgegen, hieß mich niedersitzen, bot mir eine Cigarre an, und meinte: „Sagen Sie 'mal, mein lieber Bohlmann (lieber Bohlmann — na das kann gut werden, dachte ich), was halten Sie von meiner Idee (.o Gott, jetzt hatte er auch noch eine Idee! Diese hatte ich vorher nie bei ihm bemerkt) — der Schnee liegt ziemlich hoch; das Wetter ist klar; es wird sich halten — Wie wär's mit einer Schlittensfahrt durch den Bezirk? Heute Abend Punkt 10 von meinem Hause ab?“

Ich hielt natürlich von der beabsichtigten Schlittenspartie nichts, gar nichts. Eritens kannte ich die Klappen seines Gauls nicht, zweitens die des meinen um so besser; der ging nie im Schlitten; drittens, wer sollte fahren; ich konnte ein wenig, er aber konnte nichts und ich wettete 100 gegen 1: er wollte fahren. Dazu kam, daß ihm das Terrain so gut wie unbekannt war, und wenn, was absolut nicht ausgeschlossen schien, ein Schneegestöber losbrach, dann saßen wir in der Patzsch drin. . . .“

„Na, erlauben Sie 'mal,“ unterbrach er meinen Gedankengang und seine Stimme klang schon bedeutend weniger lebenswürdig als bei der Begrüßung, „was in des Ruckucks Namen überlegen Sie denn so lange —? Ich hoffe doch,“ — sein Organ gewann zischend an Festigkeit — „daß Ihnen mein Vorschlag gefällt?“

„Rein,“ erwiderte ich ihm mit derselben Tonstärke, „Ihrem Vorschlage vermag ich nicht beizutreten; denn erstens —“

„Oho! Sie wollen nicht —?“

„Rein!“

„Und wenn ich verlange, daß Sie sich meinen Anordnungen fügen?“

„Ich bemerke nochmals, daß ich berittener Grenzaufseher bin —“

„Schön,“ hohnlächelte er; „das Argument ist schlagend. . . . Aber Ihren Gaul bitte ich um 9 Uhr an meiner Wohnung bereit zu halten.“

„Auch das bedauere ich, ablehnen zu müssen. Mein Gaul geht nicht im Schlitten und dann, wenn ein Unglück passiert — tragen Sie den Schaden?“

„Unglück —? Hahaha! Das ist also des Pudels Kern? Sie sind zu — feige mitzufahren?“

„Herr Oberkontrollleur, ich muß Sie ganz gehorjam, aber auch ganz energisch bitten, sich in Ihren Ausdrücken zu mäßigen! Ich habe drei Feldzüge mitgemacht — so werden Sie mir gegenüber wohl kaum die Berechtigung haben, von Feigheit zu reden.“

Er stugte.

„Regen Sie sich nicht gleich so auf — Ihr Ton ist eigentlich nicht recht passend —“

„Das kann ich von Ihrer letzten Bemerkung auch nicht behaupten —“

„Sie wollen also nicht —?“

Er schien ein „Nein“ zu erraten. Da packte mich, ich weiß nicht war's Wut über die „Feigheit“, war's Trotz? War's, was es immer war, — ich richtete mich straffer auf:

„Schön, Herr Oberkontrollleur, Sie sollen Ihren Willen haben — wir fahren heute Abend. Mein Gaul steht zu Ihrer Verfügung. Was aber nachfolgt, kommt auf Ihre Rechnung.“

Kurz nach 10 Uhr fuhren wir in die Nacht. Am Himmel stand kein Stern und der Wind schüttelte den Schnee von den Bäumen.

Meine Niese hatte einen „schlechten Tag“. Beim Satteln bockte sie, und nur schwer gelang es mir, sie in eine vernünftige Gangart zu bringen, als ich durch Gelderns stille Straßen der Wohnung des Oberkontrollleurs zuitt...

Der war fidel und siegesmuthig.

„Geben Sie acht,“ meinte er, „die Fahrt wird famos.“

Am Anfang ging's auch. Die Niese tänzelte zwar etwas seitwärts; aber das gab sich, sobald wir die offene Chaussee vor uns hatten. Wacker griffen die beiden Säule aus. Ich brauchte die Peitsche fast garnicht.

„Na, nun werde ich 'mal fahren —“

Ich wollte ihm wehren.

„Nee, lassen Sie man; ich kann's gerade so gut wie Sie.“

Das sollte sich sehr bald schon als irrig erweisen. Er knallte den Thiere die Peitsche um die Ohren und diese, einer derartigen Behandlung nicht recht zugänglich, rissen aus. Die Bäume hasteten im Fluge vorbei; der Schlitten holperte über die zur Linken und Rechten des Weges liegenden Chausseesteine. Jeden Augenblick befürchtete ich ein Malheur: mich im Graben wiederzufinden oder mit dem Schädel an einen Baumstamm anzuschlagen.

„Nehmen Sie die Zügel wieder an sich, Bohlmann! Donnerwetter das wird doch —“

Rack, der Schlitten flog zur Seite — — das war noch einmal gut gegangen . . .

Ich versuchte mein bestes, die Thiere in eine weniger gefährvolle Gangart überzuleiten. Zu spät! Da war jede Anstrengung vergeblich. Stumm gab ich ihm die Riemen zurück. Er biß die Zähne zusammen und murmelte etwas, was schwerlich einer Schmeichelei ähnlich war.

Ich wollte mich orientiren und spähte in das Dunkel. Auch das gelang nicht. . .

Man hört oft sagen: ein Unglück kommt selten allein. Ich habe das immer für einen Unsinn gehalten. Aber an jenem Abend ward das Wort Wahrheit. . .

Langsam erst, dann immer schneller fielen die weißen Flocken hernieder, und nach einer kurzen Zeit schon deckte eine ziemliche Schicht den Boden. Die Säule wurde erregter und unruhiger; sie bogen in bedenklicher Weise vom Wege ab, so daß — — —

Herrgott! Da sah ich plötzlich zur Rechten ein paar Lichter aufleuchten und wieder verschwinden. Das war der Engshof. Noch 5 Minuten und wir mußten über die schmale Niesbrücke, die aus ein paar zusammengelegten Brettern ohne Geländer bestand. Das konnte nett werden. Ich machte den Oberkontrollleur auf das Gefährliche der Situation aufmerksam.

„Mir gleich,“ brummte er.

„Aber mir nicht“ entgegnete ich. „Meine Frau.“

Meine Frau!? Die saß zu Hause und bangte sich um mich. Jetzt beschwichtigte sie vielleicht das Jüngste. „Gleich kommt Papa wieder. Der bringt Dir was Schönes mit. Nur still, Maus, still — —“

Ich wußte, was ich zu thun hatte. Immer näher ging's auf die Brücke zu — schon hörte ich das Plätschen des Wassers — — da schnallte ich meinen Säbel ab, warf ihn auf die Straße und im Augenblick darauf lag ich im Schnee; ich fühlte einen Druck am Schädel, einen Moment nur, dann war's vorüber. . .

Als ich wieder zur Besinnung kam, hatte das Schneetreiben aufgehört. Ich richtete mich auf und versuchte, die erstarrten Hände warm zu reiben. Die Stirne schmerzte. Ich fuhr mit den Fingern über die wehe Stelle — sie blutete. So gut es ging, wusch ich die Wunde mit dem frischen Schnee rein. Meinen Säbel fand ich dicht neben mir. Langsam kam ich in die Nähe. Der linke Fuß wollte nicht recht. Die Waffe als Stock humpelte ich Schritt vor Schritt vorwärts. Hinter der Brücke stieß ich auf ein paar Ueberbleibsel des Schlittens. Von dem Oberkontrollleur und den Pferden keine Spur.

Nach einem viertelstündigen qualvollen Marsch kam ich an eine Chausseeschenke. Ich pochte an. Die Leute waren schon wach.

„He is all hier“, flüsterte die alte Mutter.

„Wer?“

„Dä Inschpektor.“

„Ja“, sagte der junge Wirth, der aus einer Seitenthüre trat. „wi hebb öm in 't Bett legt. He is en bäten better. Aeres sin Fot is broken.“

Als ich in die Stube trat, streckte er mir die Hand entgegen.

„Nehmen Sie's nicht krumm, Bohlmann; Sie haben Recht gehabt. Ein berittener Grenzaufseher gehört auf den Gaul. Ich bin heilfroh, daß Sie da sind — ich hatte solche Angst — —“

Das war ehrlich.

Kräftig erwiderte ich seinen Händedruck.

„Lassen Sie's gut sein, Herr Oberinspektor. Die Nacht hat uns näher gebracht, als wenn wir schon Jahre zusammengearbeitet hätten.“

Am andern Morgen fuhr uns der Bauer nach Geldern zurück.

Die Freude meiner Frau, daß ich lebend zurückkam, ist nicht zu beschreiben. Eine Woche freilich lag ich fiebernd darnieder. . .

Und die Pferde? Das war das Drolligste an der ganzen Sache. Die waren bis Kevelaar durchgerast und hatten vor der „Post“, meinem Absteigequartier gehalten.

Ihnen war nichts zugestoßen.

Der Oberinspektor hat niemals wieder, mochte der frisch gestrorene Schnee auch noch so locken, nach einer Schlittensfahrt Verlangen getragen. Die eine hatte ihm für viele genügt. . .

### Die Preußen kommen!

Humoreske aus vergangenen Tagen.

Von W. Wimmer.

Sanft und freundlich schien die warme Sonne hernieder auf das friedliche Städtchen im Sachsenlande und keine Wolke war am ganzen blauen Sommerhimmel zu bemerken. Desto mehr aber hatte sich der politische Horizont umzogen mit gewitterschwangerem Gewölk. Vor drei Tagen nur erst war der für den deutschen Bund so verhängnisvolle Majoritätsbeschluß gegen Preußen in der Frankfurter Bundesversammlung gefaßt worden und heute bereits ging das Gerücht, daß sich

die preussische Armee gegen die Grenze des Königreichs Sachsen in Marsch gesetzt habe. —

Im Ratzkeller, am Markt des Städtchens, ging es ziemlich lebhaft zu. Es war Nachmittag und die Honoratioren des Städtchens meditierten über die möglichen Chancen der Politik auf Grund der neuesten Nachrichten in den aus Dresden und Leipzig eingetroffenen Zeitungen, und wie immer gab es auch hier Optimisten und Pessimisten, von denen erstere noch immer nicht recht an den Ausbruch ernstlicher Feindseligkeiten glaubten, während letztere Sachsen bereits als ein einziges Blut- und Leichenfeld mit Trümmerhaufen anstatt der Städte und Dörfer ansahen.

Auf dem Marktplatz vor den Fenstern des Ratzkellers hatte eine Seiltänzertruppe die Bewohner des Städtchens wie auch Landleute aus den umliegenden Dörfern um ihre künstlerischen Produktionen versammelt, welche die Masse des Volks die politischen Verwicklungen vergessen ließen, wogegen drinnen im Ratzkeller die politische Unterhaltung derjenigen durch die Seiltänzer vorgezogen wurde.

„Sehen Sie, Herr Rathmann, ich habe es immer gesagt, daß es einmal zwischen Preußen und Oesterreich zum Kriege kommen mußte,“ äußerte ein behäbiger Bürger gegen seinen Nachbar am Viertisch, einen sehr würdig aussehenden kleinen Mann mit einem vollen Gesicht, indem er sein Glas Patriarch zum Munde führte und einen Zug daraus that.

„Ja,“ erwiderte der Andere, „das ist schon richtig, es hätte sich aber jedenfalls vermeiden lassen, unser Sachsen mit hinein zu verwickeln, aber unsere Regierung ist leider auf die preussischen Bedingungen nicht eingegangen.“

„Leider? wollen Sie sagen?“ entgegnete der Erstere heftig; „haben Sie nicht in der letzten Zeit die Leipziger Abendpost gelesen? Solche Bedingungen! Und da wollen Sie leider sagen?“ — —

„Was ist denn da draußen auf einmal los; es wird doch kein Unglück passiert sein!“ fuhr hier plötzlich ein anderer Gast, welcher bis dahin zum Fenster hinausgesehen hatte, von seinem Stuhle auf.

Die beiden Politiker nebst sämtlichen anderen Gästen sprangen ebenfalls auf und drängten sich an die offenen Fenster des Lokals.

Unter der Volksmenge entstand plötzlich von einer der auf den Markt einmündenden Gassen her ein Gewühl und: „Es klang herauf wie Stimmengewirr,“ so daß auch der auf „dem hohen Trapez“ seine Virtuosität zeigende Künstler stuhig wurde, einen Augenblick auf dem Seil balancierend in seinem Gange innehielt, plötzlich, die Balancierstange wegwerfend, pfeilschnell an einem der niedergehenden Seile herabglitt und im nämlichen Augenblick auch unter der Volksmenge verschwand.

Gleichzeitig erscholl aber auch schon der Schreckensruf aus hundert Kehlen: „Die Preußen kommen!“

Die Menge zerstob sofort in alle Winde. —

Nur einzelne Gruppen bemerkte man noch hier und da, größtenteils vor den Thüren der Häuser. Die größte dieser Gruppen stand vor der Thür des Ratzkellers und zählte etwa sieben oder acht Mann, unter ihnen der Kellerwirt und ein Fremder.

„Wer hat denn die Nachricht gebracht?“ fragte eben der Fremde.

„Ja, ich kenne den Mann auch nicht,“ entgegnete der Wirt; „er sagte mir nur, er sei vom nächsten Dorfe hereingelaufen, weil es dort Flüchtlinge erzählt hätten. Das zwei Stunden von hier gelegene Dorf B. stehe in hellen Flammen, es sei bei dem Gefecht, was die wenigen Sachsen dort mit den Preußen, die in Uebermacht anrückten, gehabt hätten, in Brand geschossen worden.“

„Das scheint mir nicht gut glaublich,“ bemerkte der Fremde. „Denn wir müßten doch bei einem so nahen Gefecht den Geschützdonner hier gehört haben!“

„Nun,“ entgegnete der Wirt, „er wird es aber doch nicht lügen, der Mann, er hat ja übrigens selbst den Rauch überm Walde drüben gesehen! Schüsse sind auch gehört worden.“

Es entstand eine kleine Pause im Gespräch. Ein dumpfer Knall ließ sich jetzt hören.

„Da, da hören Sie, daß der Mann recht hat!“ rief der Kellerwirt angsterfüllt und mit kläglicher Miene; „das Gefecht kommt immer näher.“

„Aber Sie sollten doch sehen, daß Sie unter diesen Umständen nach Leipzig kämen,“ wandte sich der dicke „Abendpostpolitiker“ vorwurfsvoll an den Fremden.

„O, was das betrifft, davor ist mir gerade nicht bange,“ erwiderte dieser. „Die Preußen sind ja keine Menschenfresser und . . .“

Seine Rede wurde hier durch den Ton eines Hornsignals unterbrochen.

„Mein Gott, da sind sie schon!“ rief der Katskellerwirt, indem er das Hasenpanier durch die Hausthür nach der Gaststube ergriff.

Die Anderen stürzten ihm nach, nur der Fremde, in der That ein Leipziger, blieb vor der Hausthür stehen.

Raum aber hatten sich die wackeren Kleinstädter in den Restaurationsräumen geborgen, als der draußen stehende Fremde in ein schallendes Gelächter ausbrach; denn die Horntöne erklangen wiederholt und gleich darauf bog aus der Gasse, welche nach außen auf die Chaussee mündete, ein Postwagen auf den Markt ein — die lustigen Weisen des Postillons hatte man in der Angst und von fern für preussische Signale gehalten.

Daß aber der Postwagen nicht zu gewöhnlicher Stunde kam, war wieder ein böses Omen und man beschloß, sich beim Herrn Postmeister sofort nach diesem Zusammenhange zu erkundigen.

Man erfuhr denn dort auch, daß die Post nach Leipzig bestimmt, in G. nicht weiter befördert worden wäre, weil man dort bestimmt wissen wolle, daß Leipzig bereits bombardiert worden und teilweise ein Aischhaufen sei.

Raum hatten die Herren den Postmeister verlassen, als ein neuer Unglücksbote ihnen begegnete und erzählte: die Preußen, welche nichts verschonten und auf ihrem Wege alles verwißtet hätten, seien bereits im Anmarsch auf die Stadt, man könne sie auf der Chaussee auf der Höhe vor der Stadt heranmarschieren sehen.

„Nun, das könnten wir uns ansehen, es ist ja ganz nahe bis zu dem bezeichneten Standpunkte,“ meinte der Fremde.

Zurück und zögernd folgten ihm seine Begleiter bis vor die Stadt.

Wirklich sah man in der Entfernung von etwa dreiviertel Stunden von der gegenüberliegenden Höhe herab auf der Landstraße eine lange Staubwolke sich langsam dem Städtchen nähern.

„Nun, wollen Sie jetzt noch streiten?“ fragte der Katskellerwirt halb ängstlich, halb triumphierend den Fremden.

Diese Staubwolken konnten ja niemand anders als eine preussische Division bergen.

„Mein Gott, mein Gott!“ jammerte der eifrige Abendpostleser, die Hände windend, „ich habe immer fest nad tren zu König und Vaterland gestanden, ich habe immer Recht und Wahrheit mannhafte verteidigt; was soll nun aus mir, aus meiner Frau und Kindern werden?“

„Müchten Sie, aber sofort!“ rief Herr Rathmann.

„Ja, wenn ich nur wüßte wohin?“ jam-

mete ratlos der Rechtsverteidiger. „Es soll ja ringsum alles voll Preußen sein; ach, mein Weib und meine Kinder!“

Der Fremde hatte unterdes ein Fernrohr aus der Tasche gezogen, durch welches er ruhig die Staubwolke musterte, welche sich langsam der Stadt näherte. Auf die letzte Jeremiade des ehrfamen Bürgers wendete er sich aber doch, das Glas abgehend, lächelnd herum.

„Schade, Herr Erberg,“ wandte er sich an den Jammernden, „schade, daß Sie ein Schneider und kein Schuster sind, sonst hätten Sie sich für solche Fälle ein Paar Siebenmellenstiefel machen können.“

Anstatt aber Härterkeit hervorzurufen, bewirkte diese Bemerkung nur Unwillen, dem der Katskellerwirt in beredten Worten Ausdruck gab.

„Ich dünkte aber doch,“ erwiderte er dem Fremden, „daß Sie als gejehter Mann in so schwerer Zeit keine schlechten Rixe machen dürften, zumal da Sie, wie Sie uns erzählten, selbst Familie zu Hause haben, von deren Schicksal Sie seit Ihrer vorgestrigen Hierherkunft kein Sterbenswörtchen wissen. So etwas zu sprechen, ist sehr leichtsinnig von Ihnen!“

„Bitte, bemühen Sie sich nicht meinetwegen, Herr Wirt!“ bemerkte der Fremde sarkastisch und setzte sein Glas wieder an die Augen.

Wieder ließ sich ein dumpfer Donner hören. „Herr Jeses, sie schließen wahrhaftig wieder!“ rief der Schneider zitternd aus.

„Und das Mal war es ganz in der Nähe!“ bekräftigte der Katskellerwirt.

Während dieser Vorgänge war es sieben Uhr abends geworden, die Staubwolke war nicht mehr weit von der Stadt entfernt.

„Mein Gott, ich höre schon die Militärmusik; wahrscheinlich haben die dort unsere Sachen umgangen“ rief der Schneider wiederholt.

Doch die vermeintliche Militärmusik kam nicht von der Chaussee draußen, sondern von der Stadt her.

Alle spitzten in der bangen Erwartung, an dieser Stelle vielleicht gefangen oder föhliert zu werden, die Ohren.

„Thun Sie Ihr Perspektiv weg!“ rief ängstlich der Kellerwirt dem Fremden zu, „wir werden sonst, wenn das die Preußen sehen, als Spione behandelt!“

Der Fremde drehte sich lächelnd um und that, wie ihm geheißen. In dem Augenblick kam die angebliche preussische Regimentsmusik näher; sie tönte, wie man jetzt deutlich hören konnte, aus der Stadt heraus und eine Minute später bog um das letzte Haus an der Straße — eine Anzahl Lehrburschen, deren einer zu dem abendlichen Spaziergange einer Ziehharmonika den Duppeler Marsch abquälte.

Verblüfft schauten sich die lieben Bürger an und noch verblüffter wurden sie, als ihnen der Fremde mitteilte, daß die dort auf der Chaussee sich dem Städtchen nähernde Staubwolke von — einer Herde Schafe herrühre. Das letztere wurde ihnen auch bald durch den Augenschein bestätigt.

„Aber das Schießen heute Nachmittag bis vorhin, was soll denn das gewesen sein?“ rief der ängstliche Schneider immer noch zitternd und ungläubig aus.

„Was denn für ein Schießen?“ fragte eine Stimme hinter der Gruppe, die an einem Fußwege stand.

Ein Mann im Schurzfell und Hemdärmeln, die Jacke über die Schulter geworfen, stand hinter ihnen. Dieser war der Trager.

„Nun, wir haben den Nachmittag über mehrmals und noch vor einer halben Stunde Geschützdonner gehört“, erwiderte ihm der Katskellerwirt, „und da muß doch in der Nähe ein Gefecht gewesen sein.“

„Wenn Sie sich nur nicht irren“, entgegnete ihm der Mann; „ich arbeite mit in den Steinbrüchen da draußen und wir haben verschiedene Schuß Steine gesprengt, der letzte Schuß war ein sehr starker, der ging gerade vor Feierabend los, das wird so eine halbe Stunde her sein.“

Damit sagte der Mann guten Abend und ging weiter.

Der Fremde lächelte, steckte sein Fernrohr zusammen und in die Tasche, und forderte die guten Bürger zur Heimkehr auf.

Diese folgten etwas beruhigt, nur der Schneider war noch in großen Aengsten. Was half's, daß man noch heute Ruhe hatte; wenn nun die Preußen morgen einrückten und vergaltten ihm — Verräter giebt es ja überall — seine patriotische Gesinnung, sein Gefühl für Recht und Wahrheit, auf dem Sandhaufen, vielleicht gerade hier an dieser Stelle, mit der Kugel vor den Kopf. — Es sollte ja niemand geschont werden, hatte er ganz bestimmt gehört.

Doch es kam nicht so schlimm. Zwei Tage später rückten wirklich mehrere preussische Regimenter am frühen Morgen ins Städtchen, nebst ein paar Schwadronen Kavallerie. Ein Regiment blieb auf kurze Zeit da und wurde bei den Bürgern einquartiert. Herr Erberg, der in einer Nebengasse wohnte, hatte noch gar keine Ahnung davon, als seine Stubenthür anging und in der Oeffnung fünf preussische Soldaten sich präsentierten, von denen einer ihn fragte, ob sie hier recht bei Meister Erberg seien, sie sollten bei ihm Quartier nehmen. Als er dies hörte, fiel ihm ein Stein vom Herzen und freundlich nahm er die Gäste auf.

Nie hat er über die Preußen — es kamen noch mehrmals welche — raifonniert; ja er bedauerte sogar, wenn die Soldaten wieder abrückten, daß so hübsche und freundliche Leute sich todschießen lassen müßten. — Von Leipzig erfuhr man, daß es nicht zusammenbombardiert worden sei.

#### Rätsel.

Ob ich klein bin oder groß,  
Ich habe nichts als Plagen.  
Lasten heben, dazu dien' ich bloß,  
Aber das noch laß Dir sagen,  
Mit mir wird auch genannt  
Ein Dichter in dem Schwabenland.  
Und steht der Mittelaut doppelt gar.  
Dann stellt sich noch ein Dichter dar,  
Der in Holstein einst geboren war.

#### Buchstabenrätsel.

RRRRR) G  
RRRRR) richt

#### Logogryph.

Mit D an Deiner Hand  
Mit B im grünen Wald,  
Mit G in Deinem Mund,  
Mit S am Kleide rund.

#### Auflösungen aus voriger Nummer:

Buchstabenrätsel: Akademie.

#### Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Freitag, 14. März. Katholische, Kaiserin. • Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Morgens 7 $\frac{1}{2}$  Uhr Fastenmesse mit Segen; abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr Kreuzweg mit Predigt. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 7 $\frac{1}{2}$  Uhr Segensmesse, abends 7 Uhr Kreuzweg • Andacht und Fastenpredigt. • St. Petrus: Während der ganzen Fastenzeit ist an jedem Freitag abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr Kreuzweg • Andacht und um 8 Uhr Fasten • Predigt. • St. Rochus: Abends 8 Uhr Andacht und Predigt zu Ehren der Schmerzhafsten Mutter Gottes.  
Samstag, 15. März. Longinus, Martyrer. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse zu Ehren der hl. fünf Wunden.